

Beilage zu Nr. 128 des

Podzer Tageblatt

Die Passionsblume.

Nach dem Spanischen
von
E. Reichel.

In einer sehr dunkeln wintlichen Straße lebte vor vielen Jahren ein alter Mann namens Abu Said seine elende halb verfallene Wohnung, fast verborgen zwischen dem hohen arabischen Thurm einer alten arabischen Pfarrkirche und den düstern Mauern eines Edelhauses. Abu Said war ein finstern, rachsüchtigen Charakter, dem eine starke Neigung zur Heuchelei beigemengt war. Obgleich er in dem Hause sehr große Reichtümer zu besitzen, sah er sich doch von früh bis spät unter dem kleinen Portal seines Hauses sitzen, damit er die Thüren der Stadt durch seinen Blick kontrollieren und die Hand zerbroschene Kleinodien auszubessern, mit er bei den im Zolodover wohnenden kleinen, kleinen Wiederverkäufern und den Schiloknappen ein lebhaftes Geschäft betrieb.

So sehr er die Christen haßte, ging er niemals an einem Ritter oder einem Adligen vorüber, ohne sein altes Mützchen, seinen kahlen gelben Schädel bedeckte, eine kleine Abzunehmung, noch empfing er von seiner Glaubensgenossen in seinem Zelt, ihn mit einem schmeichelhaften Lächeln begrüßen.

Abu Saids Lächeln und seine bei Spott schlechten Witzen seiner Nachbarn oft beneidete Sanftmuth war in ganz Toledo höchlich gewürdigt worden. Umsonst warfen die Leute, um ihn zu ärgern, Steine gegen die Mauer; umsonst gaben ihm die Pagen selbst die Waffenträger des nahen Palastes beleidigendsten Namen oder alte Frauen zuzigten sich im Vorübergehen, als wenn sie den Teufel in Person sähen. Abu hatte endlich ein eigenthümliches Lächeln für sie, seine dünnen Lippen zogen sich im Schatten der großen Nase in die Breite, und wenn aus seinen kleinen runden Augen unter den dicken Brauen hervor ein Blick schlichter, drückten Jorues schob, fuhr er doch gleich fort, mit seinem Hämmerchen auf den Boden zu schlagen, der ihm bei der Verfertigung seines kleinen Kramers diente.

Über der Thür der kleinen Werkstatt, einem Bogen von bunten Apulechos öffnete ein arabisches Fenster. Um die durchgehenden Verzierungen desselben und an der Marmorsäule hinauf, die das Fenster in zwei gleiche Theile theilte, rankte sich aus dem Innern der Wohnung hinaus eine jener Kletterpflanzen, welche es lieben, sich an zerfallenen Mauern alter Ruinen anzuschmiegen. Dem Theil des Hauses, welcher von jenem Fenster, dem einzigen in der rissigen mit bewachsenen Wand, ein zweifelhaftes

Licht empfing, wohnte Zeila, die vielgeliebte Tochter des Mauren, dessen sonst so hartes Herz in warmer Liebe für dies einzige Kind schlug. — Wenn die Leute im Vorübergehen Zeila zufällig an dem maurischen Fenster erblickten und Abu über seinen Ambos geneigt sitzen sahen, gaben sie wol ihrer Bewunderung der Schönheit des jungen Mädchens in den Worten lauten Ausdruck: „Ist es möglich, daß aus einem so abgestorbenen Stamm ein so frisches blühendes Reis sprießen kann?“

Und in der That war Zeila eine wunderbare Schönheit. Sie hatte große, von langen schwarzen Wimpern überschattete Augen, deren feurige Pupille aus dem sie umgebenden Dunkel hervorleuchtete, wie ein Stern am finstern Nachthimmel. Die rothen Lippen schienen von der Hand einer Fee aus Purpurstoff geschnitten zu sein und ihre Haut wetteiferte mit feinstem Sammet an zarter Weichheit. Sie zählte kaum sechs- und sieben Sommer und doch war ihren Zügen schon jene süße Traurigkeit der Frühreise eingegraben, und doch entschlüpfen ihrem Munde jene Seufzer, welche das Erwachen sehnsüchtiger Wünsche bekunden.

Die hervorragendsten Männer der Stadt hatten Zeila, von ihrer Schönheit bezaubert, zur Gattin begehrt, doch sie blieb gegen alle diese Huldigungen kalt und gab ihrem Vater, wenn er in sie drang, einen Gatten zu wählen, damit sie nicht einst in der Welt allein stände, keine andere Aufklärung über ihre Weigerung, als daß sie frei zu bleiben wünschte. Endlich erschien einer ihrer zurückgewiesenen Verehrer, der in ihrer beständigen Schwermuth ein Herzensgeheimniß vermuthete, bei dem alten Mauren mit der Frage: „Weißt Du, Abu, was unsere Brüder von Deiner Tochter sagen?“

Abu erhob den über den Ambos geneigten Kopf einen Augenblick und fragte, ohne die geringste Erregung zu zeigen: „Nun, was sagen sie von ihr?“

„Sie sagen manches von ihr und unter andrem, daß sie einen Christen liebe.“

Hier hielt er inne, um zu sehen, welche Wirkung diese Entdeckung auf den Mauren machen würde. Dieser sah ihn einen Augenblick fest an, senkte dann den Blick wieder, um in seiner Arbeit fortzufahren und murmelte: „Und wer sagt, daß dies nicht Verleumdung ist?“

„Wer sie mehr als einmal hier in der Straße mit einander sprechen sah, während Du dem Gottesdienst beiwohntest,“ fuhr der junge Mann in hohem Erstaunen darüber fort, daß seine Enthüllung keinen Eindruck auf den Vater zu machen schien.

Dieser begann indes, während seine Hände sich eifrig mit Hämmern und Feilen beschäftigten, leise vor sich hinzusprechen und dabei auf teuflische Weise in sich hinein zu lachen. „So, so,“ murmelte er, „also ein Christ will mir meine Zeila, den Stolz des

ganzen Stammes und die Stütze meines Alters entreißen? . . . Und Ihr glaubt, daß er es thun wird?“ fuhr er immer vor sich hinlachend fort, während die Feile immer heftiger kreischend über das Metall fuhr. . . „Armer Abu,“ werden die Meinen sagen „Du fahst schon! — Warum kann dieser altersschwache Greis seine schöne junge Tochter nicht vor den gierigen Augen seiner Feinde bewachen, wenn er sie so liebt? . . . Ha, ja, ja! glaubst du vielleicht, daß Abu schläft? . . . Glaubst Du, wenn meine Tochter einen Geliebten hat — was leicht sein kann — und wenn dieser Geliebte ein Christ ist — und morgen mit ihr fliehen will, — was auch leicht sein kann — glaubst Du, daß Abu sich seinen Schatz so entreißen lassen wird, ohne sich zu rächen?“

„Also,“ unterbrach ihn der junge Mann, „so weißt Du es?“

„Ich weiß es,“ erwiderte Abu aufstehend und ihn an der Schulter berührend, „ich weiß mehr als Du, der Du gar nichts wissen würdest, wenn die Stunde, alles zu sagen, nicht gekommen wäre. . . Leb' wohl! sage unsren Brüdern, daß sie sich so bald als möglich versammeln sollen. Heute Nacht in einer oder zwei Stunden werde ich bei ihnen sein. Leb' wohl!“

So sprechend, drängte er seinen Besucher hinaus auf die Straße, legte sein Handwerkszeug zusammen und verschloß die Thür seines kleinen Ladens sorgfältig. Das Knarren der rostigen Angeln verhinderte den sich Entfernenden, das schnelle Herunterlassen deralousien des maurischen Fensters zu hören, von dem die junge Maurin sich eben zurückzog.

Es war am Abend eines hohen Feiertages. Toledos Bewohner waren im Begriff, die Ruhe zu suchen, nachdem sie dem Abendgottesdienst in ihrer schönen Kathedrale beigewohnt hatten; manche auch erzählten sich heilige Geschichten, in denen natürlich die Wunder eine Hauptrolle spielten. Ueberall sonst herrschte tiefes Schweigen, das nur zuweilen von den Stimmen der Wächter, die den Altazar bewachten, oder vom Seufzen des Windes, der die Wetterfahnen bewegte oder sich in den gewundenen Straßen brach, gestört wurde, als der Herr einer kleinen Barke, die sich in der Nähe der am Tajo liegenden Mühlen schaukelte, sah, wie eine Person sich auf einem der engen Pfade, die von der Mauer herab zum Flusse führen, dem Ufer näherte und dort anscheinend ungeduldig wartete!

„Sie ist es,“ murmelte der Barkenfürer zwischen den Röhren; „wie es scheint, sind heut Abend alle diese verdammten Mauren auf den Beinen. . . Wo zum Teufel müssen sie denn ein Stelldichein haben, da sie Alle meine Barke zu benutzen kommen.“ „Ich fürchte, daß sie nichts Gutes im Schilde führen, da sie so beflissen sind, die Waffengeleute von San Servado zu umgehen. . .“

aber was kümmert's mich, sie geben mir schönes Geld zu verdienen; was soll ich mich da hineinmischen!

Mit diesen Worten machte der gute Mann seine Ruder zurecht, und als Leila, denn sie war es, welche er erwartete, in die Barke sprang, löste er das Tau, welches letztere hielt, und steuerte auf das andre Ufer zu.

„Wie viele sind heut Abend übergesetzt?“ fragte Leila den Schiffer, sich auf etwas vorher Besprochenes beziehend, als sie kaum das Ufer verlassen hatten.

„Ich konnte sie nicht zählen, — ein Bienenschwarm! . . . wie es scheint, versammeln sie sich heut zum letzten Mal.“

„Und weißt Du, um was es sich handelt? weshalb sie um diese Stunde die Stadt verlassen?“

„Ich weiß es nicht . . . nur soviel hörte ich, daß sie diese Nacht Jemand erwarten . . . wozu, ist mir unbekannt, doch fürchte ich, daß es zu nichts Gutem ist.“

Nach diesem kurzen Gespräch versiel das junge Mädchen in tiefes Sinnen. Sicherlich, dachte sie, hat mein Vater unsere Liebe entdeckt und bereitet eine fürchterliche Rache vor. Ich muß wissen, wohin sie gehen, was sie thun, was sie beabsichtigen. Zu langes Zögern könnte ihn verderben.“

Als Leila einen Augenblick aufstand und sich mit der Hand über die von der Angst mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn strich, erreichte das Boot das Ufer.

„Guter Mann,“ fragte das schöne Mädchen seinen Fährmann, ihm einige Münzen hinreichend, und deutete auf einen engen gewundenen Weg den Berg hinauf, „ist dies der Weg, den sie einschlugen?“

„Ja, und wenn sie am Cabeza del Moro ankamen, wandten sie sich nach links; der Teufel mag wissen, wohin sie gehen“, antwortete der Fährmann.

Leila entfernte sich in der bezeichneten Richtung. Eine kurze Zeit lang sah man sie abwechselnd in dem dunkeln Felsenlabyrinth erscheinen und verschwinden, doch als sie den Gipfel des (Cabeza del Moro), „Maurentopfes“ erreicht hatte, hob sich ihre Gestalt noch einmal gegen den dunkelblauen Abendhimmel ab, um dann vollständig in der Nacht zu verschwinden.

Den Weg verfolgend, der heut zu der malerischen Einsiedelei der Jungfrau vom Thale führt, gelangte man in der Nähe des „Maurentopfes“ zu den Ruinen einer byzantinischen Kirche. — In dem Vorhof derselben wuchsen Dorngebüsch und hohes Gras, unter denen halbverborgen bald ein Säulenkapitälchen, bald ein mit verschlungenen Ranken und Blättern geschmückter Pfeiler oder mächtige Steine zerstreut umherlagen. Erhalten waren nur die Seitenmauern und einige mit Ephen umzogene Bogen der Kirche.

Als Leila an dem Punkte ankam, den ihr der Fährmann bezeichnet hatte, blieb sie einige Augenblicke, unentschlossen, welchen Weg sie zu verfolgen hätte, stehen, dann aber wandte sie sich mit festem Schritte den verlassen Kirchentresten zu, und wirklich hatte sie ihr Instinkt nicht getäuscht: Abu Said, der nicht mehr der schwache Greis war und in dessen kleinen runden Augen Zorn und Rache sprühten, war da, umgeben von einer Menge, die ebenso wie er darnach dürstete, ihren Haß an einem ihrer Glaubensfeinde zu kühlen, und gab nach allen Seiten hin Befehle, feuerte die anderen zur Arbeit an und bereitete mit unheilverkündender Sorgfalt alles für die Ausführungen des finstern Werkes vor, das

er Tag für Tag geplant und überlegt hatte, während er gleichmüthig den Ambos in seinem kleinen Laden hämmerte.

Leila, der es, von der Dunkelheit begünstigt, gelungen war, in den Vorhof einzudringen, mußte die äußerste Kraft aufwenden, um nicht einen Schrei des Entsetzens auszustößen, als sie einen Blick in das Innere warf. Bei dem rothen Schein eines hellen Feuers, welches die Schatten dieser höllischen Versammlung auf den Wänden abzeichnete, sah sie, daß einige sich bemühten, ein großes Kreuz aufzurichten, während andere die Spitzen von großen Nägeln hämmerten. Ein schrecklicher Gedanke kam ihr; sie erinnerte sich dunkel der Geschichte vom gekreuzigten Christus gehört zu haben, doch hatte sie dieselbe bis jetzt für eine Erfindung gehalten. Hier aber konnte sie nicht zweifeln, denn sie sah die grausamen Marterwerkzeuge vor sich und erkannte, daß die Henker nur ihr Opfer erwarteten.

Von einem frommen Zorn ergriffen und von jenem lebendigen Glauben, den ihr Geliebter sie gelehrt hatte, begeistert, konnte Leila bei diesem Schauspiel sich nicht beherrschen, sondern trat aus dem sie verbergenden Gebüsch hervor und zeigte sich furchtlos der Versammlung.

Ein Schrei der Ueberraschung ertönte bei ihrem unermutheten Anblick, und Abu Said trat mit drohender Geberde auf sie zu und fragte: „Was suchst Du hier, Unglückliche?“

„Ich komme, Euch die ganze Schmach Eures bösen Werkes ins Gesicht zu werfen und Euch zu sagen“, sprach Leila mit fester Stimme, „daß Ihr Euer Opfer vergebens erwartet, es sei denn, daß Ihr Euren Durst nach Blut in mir sättigen wollt; denn der Christ, den Ihr erwartet, wird nicht kommen, da ich ihn vor Euren Schlingen gewarnt habe.“

„Leila,“ rief der Maure vor Zorn glühend aus, „Leila, das ist nicht wahr“, Du kannst uns nicht so hintergangen haben, und wenn Du es doch thatest, so bist Du nicht mehr meine Tochter!“

„Nein, das bin ich schon nicht mehr; ich habe einen andern Vater gefunden, der ganz Liebe für die Seinen ist und ihnen die Thür des Himmels öffnet. Nein, ich bin Eure Tochter nicht mehr, ich bin Christin geworden und schäme mich meines Ursprungs.“

Als er diese mit jener Festigkeit, die Gott in den Mund der Märtyrer legt, gesprochenen Worte hörte, warf sich Abu blind wüthend über seine Tochter und zog sie an den Haaren zum Fuße des Kreuzes, das ihr seine dürren Arme zu öffnen schien, indem er sich an seine Umgebung mit den Worten wandte: „Ich überantworte sie Euch, laßt über diese Nichtswürdige, die ihre Ehre, ihre Religion, ihre Brüder verrathen hat, Gerechtigkeit walten.“

Am nächsten Tage, als die Glocken der Kathedrale zum Gottesdienst riefen, öffnete Abu die Thür seines kleinen Ladens wie sonst und grüßte mit seinem ewigen Lächeln auf den Lippen die Vorübergehenden, indem er, wie immer, mit seinem kleinen Hammer auf den Ambos klopfte. Aber die Vorhänge des maurischen Fensters öffneten sich nicht, und niemals sah man die schöne Leila wieder aus der bunten Umrahmung heraus schauen.

Man erzählt, daß nach Jahren ein Hirt dem Erzbischof eine nie gegebene Blume brachte, in der man alle Attribute des Leidens Christi sehen konnte. Diese wunderbare Blume war in der zerstörten Kirche gewachsen.

Als man an dem Ort nachgrub, um Wunder zu ergründen, fand man die Reste einer Frau und neben ihr die Attribute, die die Blume enthielt. Diese Reste wurden, obgleich man nicht ergreifen konnte, wem sie angehörten, in der Kirche San Pedro del Verde lange Jahre zu besonderer Verehrung aufbewahrt, die Blume, die heut ziemlich gewöhnlich nannte man Passionsblume.

Der Sieger.

Eine Skizze.

Von
R. A. Körnig.

Das Volksfest war im besten Ueber dem breiten, festlich geschmückten senfplanen strahlte blauer Himmel. Die flimmerte über der bunten, lachenden drängenden Menge, welche die Schenken- und Wurst-Buden stürmte. Ein und Her-Wogen, in dem Reiche und sich mit den Ellenbogen Platz zu suchten. Die Schaulustigen schieden sich sam gegen den Mittelpunkt des Festes hin, wo die „große Stange“ sich erhebt riesenhöher, glattgehobelter Mist, auf Spitze eine Krone aus buntem Papier, Gold- und Silberfittern behängt, ist. Das ist der Siegespreis. Wer gewinnt, erhält 20 Mark (welche der liche Gemeinderath bewilligt hat). Schwer zu gewinnen, denn die lange Stange ist mit Seife eingeschmiert. Letztere wer kann! Man freut sich allgemein auf diesen lustigen Wettermuthiger Turner. Man sieht sie mit ein Viertel der Höhe erklimmen, mit Male ein unendlich dummes, hülflos schneiden — und dann unter spöttischen der lieben Mutter Erde wider Willen ben. Es sind mehrere Bewerber für ersten Preis aufgeschrieben. Die meiste feste Kerle, bekannt in der ganzen Gegend als wüste Kaufbolde, schlimme denen man auf einsamem Pfade den dem Wege ginge, Leute, die vom nichts wissen mögen, die aber immer sind, wo sich Gelegenheit zu leichtem hafterem Erwerb bietet. Es reizt sie sich von der Menge, deren Veracht sonst ertragen müssen, bei solchem wegen ihrer großen Körperkräfte zu lassen. Einer macht eine Ausnahme der verbummelten Schar. Es ist ein starkgebauter Mann, dessen riesige Hände scheinend auch arbeiten können. In dunkeln Augen liegt — man kann anders nennen — eine finstere Entschlossenheit.

Endlich! Die Leute drängen sich ganz fürchterlich um den durch Seile gesperren Platz, auf dem in der Höhe die Stange sich erhebt, und wo zwei ein Leinwand gedeckte Zelte aufgeschlagen sind, eines für einen hohen Magistrat und eines für einen hohen Magistrat und Preisrichter, eines für die Musikanten geht's los. Die Musik spielt „Heil dem Siegertranz“. Ein Mann mit einem tritt vor und ruft laut: „Nummer 11, Nummer“ erhebt sich von der Höhe auf welcher die Herren Bewerber genommen haben, tritt mit zuversichtlichem breitem Lächeln vor die Stange hin, von oben bis unten, spukt in die Höhe macht sich an die Arbeit. Es geht Man sieht, daß die Finger nicht gut

können, daß die den Mast umklammernden Beine keinen sichern Halt haben. Aber er kommt vorwärts. Aller Augen folgen ihm, am ernstesten, angestrengtesten der schwarz-äugige düster blickende Mann — schon hat er ein Viertel der Höhe ziemlich schnell übermunden und in der harrenden Schaar macht sich bereits ein beifälliges Murmeln bemerkbar. Der Kämpfer hört es, schmunzelt und wirft einen siegesgewissen Blick um sich. Das ist sein Verderb. Diese kurze Zerstreuung rächt sich. Er will — noch im Umherschauen — höher greifen, packt schlecht und langsam, langsam, aber unaufhaltsam rutscht er zurück. Das Spiel ist verloren und laut fluchend läßt der Mann sich zu Boden gleiten.

Der wichtige, aber unschöne Belag der Stange wird durch große Pinsel, die auf übereinander gesteckten Stangen stecken, erneuert. Nummer 2 ruft der Mann mit der Liste. Der Geruch ist ein kleiner, schwach ausgehender Dursche, der aber bald mit ungemainer Gewandtheit aufwärts klimmt. Er überreilt sich aber zu sehr, die Kräfte schwinden schnell und — rutsch ist er wieder unten. Nun kommt Nummer 3. Es ist der große Mann. Er scheint sich vorgenommen zu haben, heute einmal eine rechte Kraftprobe ablegen zu wollen. Gilt's am Ende eine Wette? Er beginnt. Und wie! Ganz langsam, aber gleichwie mit festen Schritten eine Treppe ersteigend, klimmt er aufwärts, die Stange eifern fest umklammernd. An der Spannung der starken Muskeln kann man sehen, wie er arbeitet. „Mit dem ist nicht gut Kirschchen essen“ — das war bald die allgemeine Stimmung. Schon erhob sich Beifall, laute Zurufe ertönten — er kam höher und höher. Die Musik begann einen Walzer zu spielen — da verlor er die Kraft und glitt abwärts. Aber mit Hülfskraft spannte er seine Glieder noch einmal straff an — es gelang ihm anzuhalten. Der Schweiß strömte ihm von dem hochrothen, aufgeregten Gesichte, er fühlte an der Schwere in den Gliedern, an dem Zittern der Muskeln, daß er die Spitze nicht mehr erreichen würde. Aber da dachte er an das erbarmungslos spottende Hohngeschrei der gaffenden Menge, er begann wieder aufwärts zu streben. Er errang seinen Platz, griff noch einige Spannen höher, aber da verließ ihn die Kraft. Mit einem wilden Schrei der Wuth, der Verzweiflung — den das Schreien der Zuschauer verschlang, ließ er sich hernieder gleiten. Mit schweren Schritten ging er nach seinem Platze. Die Erregung schüttelte ihn und er weinte vor Wuth wie ein Kind. Und die Leute lachten, die Musik spielte, der Preis bligte in der hellen Luft und andere Bewerber versuchten ihre Geschicklichkeit, alle mit dem größten Heiterkeitserfolge.

Der Mann mit der Liste hatte nun die Reihe der aufgeführten Namen erschöpft. Ihm machte die Sache längst keinen Spaß mehr, aber die Leute schrien, man solle von vorn anfangen. Nummer 1 brüllte er daher laut über den Plan hin. Da kam neues Leben in Nummer 3. Der Mann hatte bis jetzt stumm, theilnahmslos vor sich hin brütend auf der Bank gesessen und von dem Treiben ringsum nichts gehört. Nun gab er mit Spannung Acht, ängstlich verfolgte er die Aufstrebungen seiner Vorgänger. Die Reihe kam bald an ihn. Er war neu belebt. Mit überraschender Schnelle hatte er eine bedeutende Höhe erreicht. Immer weiter kam er aufwärts, immer lauter wurde der Beifall, kräftiger ertönten die Zurufe. Er kletterte höher und höher. Die Musik spielte eine

lustige Polka — während die Menge, in höchster Spannung, allmählich verstummte. Die Tausende von Augen waren alle auf den Mann gerichtet, der mit unermüdlich scheitender Kraft aufwärts stieg. Die Knie versagten fast den Dienst, die Hände zitterten, daß sie kaum mehr einen festen Griff thun konnten. Aufwärts! aufwärts! Nur noch eine Armlänge — und er hielt den Preis. Schon jauchzt die Menge lauten Beifall, ermutigender Zuruf klang zu ihm herauf. Da überfiel ihn der Krampf in dem einen Beine. Mit übermenschlicher Kraft klammert er sich fest. Alles begann sich vor seinen Augen zu drehen, ein Schauer überlief ihn, ein Brausen ist in seinem Kopfe, wie Hammerschläge treffen ihn die Töne der Musik. Sein Wille überwand den Schmerz und die Lähmung. Noch zwei Griffe. Aber seine Kraft war zu Ende. Da schnellte er sich empor — Hurrah — er hat die Krone gepackt. Mit beiden Händen hält er den Preis. Da — ein unendlicher Schreckensschrei. Mit der abgebrochenen Krone stürzt der Sieger in die Tiefe, überschlägt sich in der Luft, fällt mit dumpfem, klatschendem Aufschlag auf die Strebebofsen des Mastes und liegt am Boden. Blut strömt aus Ohren und Mund.

„Bringt's meinem Weibe — und den Kindern und das Geld auch — sie hungern.“
Das war das Letzte. Er war todt.
(„Mosl. D. Btg.“)

Der Roman eines jungen armen Mannes.
Von
Ernst Otto Hopp.

Im Winter des Jahres 1864 befand sich in dem im westlichen Theil des Staates Pennsylvanien gelegenen Städtchen Sharon ein junger Buchhalter in dem Geschäft von A. H. Clarke u. Co. Wer kennt in Europa das Städtchen Sharon, und wer die Firma A. H. Clarke u. Co.? Erstere ist einer jener typischen amerikanischen Landstädte mit zwei oder drei grotesken kleinen Kirchen, mehreren Schenken und einem Duzend oder mehr Kaufmannsfirmer, bei deren Geschäftsgebahren der triviale Ausdruck Geltung hat: „Es läppert sich so zusammen.“ Nachgehakte Atlasbänder, Sensen, Petroleum, Glanzwische, Hüte, Senf und baumwollene Strümpfe, wobei sehr viel auf die umwohnenden Landleute als Käufer gerechnet wird. Dem amerikanischen Farmer geht es aber oft genau so wie dem deutschen, er hat nie Geld und jammert stets über die schlechte Zeit, die unglücklichen „Konjunkturen“, die hohen Frachtpesen und den Zwischenhandel und borgt gern bei seinen Einkäufen. Aus diesen Gründen und wegen der starken Konkurrenz suchte denn auch das Geschäft von A. H. Clarke u. Co. so dahin, es stagnirte, wenn auch der Besitzer und sein Sohn, der unter dem Ausdruck „Kompagnie“ zu verstehen war, ihres hübschen Farmgutes halber für wohlhabend galten.

Der junge Buchhalter befand sich in diesem Geschäft zu Sharon seit einigen Monaten; er war wohl empfohlen, solide, schlank und gut gewachsen, ein Mensch mit einem unbeweglichen Gesicht und einem Paar graublauer, stahlharter Augen, nicht ganz eine typische, mehr eine eigenartige Erscheinung. Der Mann hieß John D. Rockefeller, von schottisch-irischer Abstammung und tadelloser Führung. Er spielte im Städtchen keine be-

sonders hervorragende Rolle, denn sein Gehalt war klein und Rockefeller ein mehr als gewöhnlich zugeknöpfter Mensch, der über den Dollar brütete und in dem bescheidenen Landorte vielleicht nicht ganz an seinem Platze war. Denn so verschlossen er war, bisweilen leuchtete es wie eine wilde Energie in seinem regungslosen Antlitz auf.

Der Krieg ging zu Ende, das sah Jedermann ein; noch einige Monate, und der energische Strom des amerikanischen Lebens mußte sich wieder anderen Zielen zuwenden, eine neue Zeit begann. Das ahnten in Sharon Wenige; aber zu diesen Wenigen gehörte John D. Rockefeller, der die Sachlage übersah. Der Handel und die Gewerbe des Friedens mußten gewaltig emporblühen; es galt fürder nicht mehr, Schwerter zu schmieden, deren Klängen sich bogen, Pulver zu fabriziren, das nicht losging, und Filzhüte, die aus Pappe mit daraufgeklebten Haaren bestanden, für die Armee zu konstruiren. Der Süden lag in den letzten Zügen und nach einigen Monaten wälzten sich ganze Schaaren von verabschiedeten Soldaten nach Ost und West zu.

„Und Sie meinen, Herr Rockefeller?“
sagte der Chef der Firma Clarke zu seinem Buchhalter.

„Ich meine,“ sagte dieser, „daß jetzt sehr bald eine Chance kommt. Die Soldaten werden heimkehren und viel Geld mitbringen; sie werden sich hier und da, überall im Land, niederlassen. Die Farmen werden begehrt werden und im Preise steigen, und das Geld wird umherrollen und stetig seinen Eigenthümer wechseln.“

„Und wenn ich zugebe, daß dies wahr sein mag?“

„Es wird eine gute Geschäftszeit kommen, Herr Clarke.“

„Nun gut, meinen Sie, ich soll unser Lager vergrößern?“

„Freilich — Farmgüter ankaufen — und in Gold spekuliren. Das Geld muß jetzt allmählich fallen —“

„Und was denkst Du, Willard?“ Herr Clarke wandte sich an seinen Sohn.

„Unsinn!“ entgegnete dieser. „Das Spekulationsfieber fehlt uns noch! Rockefeller ist ein Spieler; er möchte alles auf eine Karte setzen. Thun Sie das mit Ihrem Gelde, mein Herr! Die Mittel der Firma A. H. Clarke und Compagnie werden nicht dazu hergegeben werden.“

Clarke senior sah mit Befriedigung auf Clarke junior. Ja, der war in strengen Grundsätzen erzogen worden. Der Vater wußte, daß sich sein Sohn stets ehrenvoll in Sharon behaupten werde.

Rockefeller war um eine Schattirung blässer geworden, aber er wußte sich zu beherrschen.

„Noch eins, Herr Clarke,“ fuhr er fort. „Sie wissen, daß ich zu Ihrer Tochter Amelia in einem gewissen Verhältnisse stehe.“

„Ich weiß von nichts“, entgegnete der Vater herbe, „ich will von nichts wissen, es ist zu aussichtslos. Und wenn das Vierteljahr um ist —“

„So gehe ich, Herr Clarke“, fiel Rockefeller ein. „Ich kündige Ihnen hiermit.“

„Sehr gut, mein Herr.“

Damit war die Unterredung zu Ende. Die alte Geschichte! Der junge Buchhalter hatte die hübsche Tochter des wohlhabenden Prinzipals angeschmachtet. Und Amelia?

Als das Vierteljahr um war, verließ John D. Rockefeller das Haus A. H. Clarke und Compagnie. Amelia war eine gehorsame Tochter und fügte sich; es gab noch ganz

andere junge Leute, die ihr den Hof machten, und ihr Herz litt nicht zu sehr bei dem Abschied.

Der junge Mann mit dem nicht sehr wohlklingenden Namen hatte sich gewaltsam bezwungen; als er einsah, daß weder sein Geschäftssinn noch sein Herz in Sharon Befriedigung finden könnten, schüttelte er den Staub von seinen Füßen, machte einen Strich hinter seine frühere Thätigkeit und begann ein neues Leben. Mit den paar Dollars, die er erspart, ging er in die Stadt Cleveland und etablierte sich dort als Mehlhändler. Auch das glückte nicht recht; er verdiente wenigstens kaum so viel, als er bei bescheidenster Anforderung für sein Leben gebrauchte. Sein brennender Blick war in die Ferne gerichtet, er wollte reich werden — reich — reich um jeden Preis, und er spannte seine Erfindungsgabe und seinen Witz an, um den archimedischen Punkt zu finden, wo er einsehen könnte. Lange Zeit zermarterte er sein Gehirn umsonst.

Endlich dämmerte ihm so etwas wie ein Licht empor.

Zu den Kunden, die in seinem kleinen Laden öfter vorsprachen und die er durch bereitwilligen Kredit und verbindliche Manieren zu fesseln mußte, gehörte ein simpler Fabrikarbeiter, ein schon ällicher Mann, Namens Sohn Andrews, welcher sich in einer der dortigen Petroleumraffinerien sein kärgliches Brot verdiente und so arm war, daß seine Frau durch Mähen für den Unterhalt ihrer Familie mit sorgen mußte. Das Unglück macht gesprächig; bei der gemeinsamen Nothlage saßen Andrews und Rockefeller öfters am Abend im Laden bei einem Gasflämmchen zusammen und spekulirten. Andrews hatte etwas im Kopfe; er hatte bei der jahrelangen Arbeit in den Fabriken eine neue Methode der Reinigung des Petroleums erfunden, durch die man mehr gereinigtes Del, als dies bis dahin möglich gewesen war, aus dem Rohöl gewinnen konnte. Der Mehlhandel ging damals gerade auf einmal besser und Rockefeller verband sich mit Andrews, dem er seine unbedeutenden Ersparnisse zur Verfügung stellte, zur Ausbeutung dieser Erfindung.

Bald fanden sie ein paar Delproduzenten, die ihnen ihre Waare schickten; bei Andrews und Rockefeller gewann man, wie gesagt, mehr raffiniertes Del als anderswo. Eine Raffiniranstalt wurde von den beiden Partnern auf Borg begonnen; sie fanden dann noch einen dritten Theilnehmer, der etwas Geld beistellte und der dadurch das Unternehmen im ersten Stadium seiner Entwicklung stützte. Nach zwei Jahren verstand es Rockefeller, ihn wieder wegzudrängen; nun hatte er Kredit genug. Er pachtete eine der größten Raffineriefabriken noch dazu und erzielte jetzt großen Umsatz. Dann wandte er sich an die Eisenbahnen. Er mußte den leitenden Eisenbahnmännern seine Unternehmungen so glänzend zu schildern, daß sie ihm einen kleinen Vorzugstarif bewilligten. Das genügte; mit eiserner Energie verfolgte Rockefeller seine Pläne weiter.

Die heute noch blühende „Standard-Del-Gesellschaft“ entstand. Man hat sich hierunter nicht eine Aktien- oder sonstige Handelsgesellschaft gewöhnlicher Art vorzustellen. Es ist eine große Anzahl der verschiedensten und verschiedenst organisirten Handelsvereine, die unter diesem Namen zusammenarbeiten, eine Art von heimlicher Ver-

bindung, die, wenn sie überhaupt eine bestimmte Organisation hat, es vortrefflich versteht, dieselbe streng geheim zu halten. Unter allen möglichen Namen tritt sie auf. In Pittsburg und Cleveland heißt sie wirklich „Standard-Del-Gesellschaft“, in Titusville arbeitet sie unter der Firma „Acme Oil Compagny von New-York“, in der pennsylvanischen „Delstadt“ nennt sie sich „Imperial Oil Compagny“, in Philadelphia, „Atlantic Refining Compagny“, im Staate Maryland existirt sie an mehreren Orten, in Baltimore als „Comden-Compagny of Maryland“. In der Stadt New-York bestehen drei große Firmen, welche nichts anderes als Theile oder Filialen der „Standard-Del-Gesellschaft“ sind. Bei dem Geschäftsbetrieb tritt nun bald diese, bald die andere Firma an die Oeffentlichkeit; zum Schein arbeiten sich auch wohl einmal gegen einander; dann tauchen sie wieder vorübergehend unter einem ganz anderen Namen auf, der, nachdem er seine Dienste gethan, von der Oberfläche verschwindet. Alle ihre geschäftlichen Operationen umhüllen sie mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses, der nur von wenigen Eingeweihten gelüftet werden kann. Die eigentlichen Ziele ihrer Geschäfte sind nur den Leitern bekannt, die ausführenden Organe handeln nach Weisungen, deren Endzweck für sie ein völlig dunkler ist.

Wir wollen Herrn Rockefeller nicht in die labyrinthischen Pfade seiner geschäftlichen Operationen weiter folgen, kurz, der Mann mit dem stahlharten Gesicht und den unergründlich tiefen, steinernen Augen siegte überall. Man wird reich, wenn es gelingt, andere Menschen unter die Füße zu treten — das war seine Maxime, er löste das Problem erfolgreich. Zuerst gelang es ihm, die Raffinerien zu unterjochen und von sich abhängig zu machen, dann die Besitzer der „Tanks“ und Delreservoirs, der Lagerplätze, dann die Delquelleninhaber und zuletzt auch die Eisenbahnen, die ihn groß gemacht hatten. Er trat sie alle unter seine Füße, sie mußten ihm Gehorsam leisten, ob sie wollten oder nicht. Sehr bald konnte keine Raffinerie mehr mit der „Standard-Del-Gesellschaft“ konkurriren. Woher es kam, daß sie plötzlich mit Verlust arbeiteten, das begriff Niemand, die Thatsachen aber ließen sich nicht ablenken. Die „Standard-Del-Gesellschaft“ ihrerseits zeigte jegliche Neigung, die schlecht gehenden Raffinerien, einerlei, wo dieselben lagen, anzukaufen, natürlich zu möglichst niedrigen Preisen. Die nicht angekauften wurden des Kampfes gegen die dunklen Mächte müde, sie liquidirten und zogen sich aus diesem unvorteilhaften Geschäft zurück.

Dies war in der That kein Roman. Die Handelskammer von Pittsburg berichtet am 3. April 1876, daß 21 Raffinerien daselbst mit einem Geschäftskapital von zwei Millionen Dollars und einem Arbeiterpersonal von 3060 Personen brach lägen. Von den bestehenden 58 Raffinerien wurden 28 völlig vernichtet, 29 von der „Standard-Del-Gesellschaft“ gekauft oder gepachtet.

Gegen Rockefeller's Tyranei erhob man sich oft, doch stets ohne Erfolg. Die Delproduzenten beschloßen in den achtziger Jahren den Bau einer großartigen Röhrenleitung vom Produktionsplatz direkt nach Baltimore, einer Leitung von über 400 englischen Meilen. Dies kam nun nicht zu Stande, wohl aber baute man ein 150 englische Meilen langes Röhren, das nach einer Eisenbahnstation führte, die außerhalb der Reichthümer Rockefeller's lag. Er mußte aber auch dieser Ge-

fahr zu begegnen, Er versandte das Petroleum so billig, daß die Röhrenleitung damit nicht in Wettbewerb treten konnte. Monatlich beförderte die Konkurrenz-Röhrenleitung über 50,000 Fässer, Rockefeller dagegen täglich 30,000 bis 35,000 Fässer. Er war der Reichere, und die Röhrengesellschaft gab es auf, sie beugte sich.

Die Firma A. S. Clarke und Compagnie in Sharon kann noch einmal in sehr unliebsame Berührung mit ihrem früheren Kommiss. Dem jungen Herrn Clarke gelang es, die Tochter eines „Delprinzen“ zu heirathen; er übernahm dann selbst das Delgeschäft seines Schwiegervaters, der verstarb. Aber von der Stunde an, wo er selbst in den Vordergrund trat, versagte die Maschinerie. Seine Behälter waren alle zum Platzen voll und er konnte keine Abnehmer finden. Die Eisenbahn weigerte sich, höherer Weisung gehorsam folgend, sein Del zu befördern. Herr Clarke mußte den größeren Theil seines Dels in den Kanal laufen lassen und schließlich seine Delquellen verkaufen. Wieder von diesem Augenblick an gab es keine Schwierigkeiten mehr. Die Rache war unedel gewesen, aber der Kommiss hatte seinem früheren Prinzipal doch seine Macht gezeigt.

Amelia Clarke blieb unvermählt. Als sie eines Tages auf dem Bahnhofe zu Sharon stand, um einen kleinen Ausflug in eines der Nachbarstädchen zu unternehmen, hieß es plötzlich, ein Extrazug komme vorüber, man müsse noch eine halbe Stunde warten. Der Extrazug fuhr langsam durch die Station, und der einzige Reisende war der Millionär Rockefeller. Sie erkannte ihn wohl, wie er am offenen Fenster lehnte und hinaus sah, die hohe schlanke Gestalt — es war der Mann mit dem eisernen Gesicht, den sie einst aufgegeben hatte.

Herr Andrews hat sich längst als mehrfacher Millionär aus dem Geschäft zurückgezogen. Herrn Rockefeller's Einkommen schätzt man heute auf 40 bis 50 Millionen Mark jährlich; er ist der unbestrittene Herr des Erdöls, der Petroleumkönig Amerikas, der jetzt seine Neze auch noch nach Batu ausspannt und mit den russischen Petroleumbesitzern in Verbindung tritt. Das ist auch ein Roman eines armen jungen Mannes, aber kein auf dichterischer Erfindung, sondern auf harten, nackten Thatsachen beruhend. („Zgl. Ndsch.“)

Beute Chronik.

— Die Bevölkerung Staaten und Territorien der nordamerikanischen Union bezifferte sich am 1. Juni 1890 nach der endgiltigen Feststellung auf 62,622,250 Köpfe, 141,710 mehr als die vorläufige Zusammenstellung. Dazu kommen: die Bevölkerung von Alaska mit 21,929, die des Indianer-Territoriums mit 74,997 und die über die ganze Union zerstreuten Indianer mit 174,276, so daß die Gesamtbevölkerung sich auf 62,892,452 Köpfe beläuft. Der Zuwachs gegen 1880 beträgt 12,448,116 Köpfe, was einer jährlichen Zunahme von 2,5 Procent entspricht. In Deutschland stellt sich die jährliche Zunahme auf 1 Proc.